

# „Kirche wohin?“

Vortrag beim 2. Aktionstag des Forums „Aufbruch Gemeinde“ am 07. Nov. 2009

Von Christian Nürnberger

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich bin seit 25 Jahren mit derselben Frau verheiratet, seit 40 Jahren mit der SPD und seit 58 Jahren mit der evangelisch-lutherischen Kirche. Vor ihnen steht also ein Angehöriger gleich dreier von der Schwindsucht befallenen Problemvölker, die demnächst auf die Rote Liste der aussterbenden Arten kommen.

Vom Aussterben der monogamen Männer will ich heute schweigen, das ist ein eigenes Thema, von den beiden anderen Völkern dagegen will ich sprechen.

Natürlich haben sich beide allerlei interessante Therapien gegen ihre Schwindsucht ausgedacht und Heerscharen von Ärzten, Spin Doctors und Wunderheiler in die Landeskirchenämter und Parteizentralen geholt, aber bis jetzt haben die das Problem nicht gelöst, sondern verschärft.

Nun erwarten Sie von mir zu Recht keinen weiteren Therapievorschlag. Den hätte ich auch gar nicht. Was ich dagegen liefern kann, ist eine Art zeitgeschichtlicher Hintergrund, vor dem eine Therapie-Diskussion zu führen ist.

Die Frage lautet ja: Kirche wohin? Wer darauf antworten will, muss zunächst wissen, wo er steht. Hier will ich ein wenig Klarheit hineinbringen, und zwar mit Hilfe meiner eigenen Erfahrungen, den Erfahrungen eines Kerls, der nicht nur dreifach vom Aussterben bedroht, sondern auch ein dreifach-armseliges Versagerlein ist.

Natürlich weiß ich, dass die Erfahrungen eines Mehrfach-Versagers nicht unbedingt das sind, wonach eine auf Erfolg programmierte Kirche giert. Und ich weiß auch, dass in der Kirche eher die Erfolgs- und Siegertypen gefragt sind, tolle Hechte, so Kerle wie der Bischof und seine Oberkirchenräte in der Meiserstraße. Wenn ich trotzdem den Mut finde, hier aufzukreuzen, dann deshalb weil ich mich zu erinnern meine, dass der liebe Gott ein gewisses Faible hat für seine Versager. Die Bibel ist ja voll davon. Adam und Eva, Kain und Abel, das Volk Israel in der Wüste, David, Petrus, um nur die wichtigsten zu nennen.

In diese Reihe personeller Fehlbesetzungen füge ich mich gerne ein und erzähle gern von meinem ersten Versagen. Es war eines meiner frühen Bücher, geschrieben vor gut einem Jahrzehnt. Sein Titel lautete: *Die Machtwirtschaft*. Untertitel: *Ist die Demokratie noch zu retten?*

Als das Buch fertig war, betrachtete ich es wohlgefällig und dachte: Nun hast du die Demokratie wieder auf Kurs gebracht.

Danach wurde gewählt: Zweimal Blair, zweimal Bush, zweimal Berlusconi, neuerdings auch noch Brüderle. In Osteuropa kamen die Regierungen und gingen, und wer immer da kam und wieder ging, erwies sich entweder als unfähig oder korrupt oder beides. Oder blieb einfach für immer an der Macht, wie der Herr Putin.

Irgendwann musste ich einsehen: In der Diktatur kommen die Idioten durch Gewalt und Intrigen an die Macht, in der Demokratie durch freie Wahlen. Da können Sie mir jetzt vorwerfen, das sei eine Stammtischparole, und da gebe ich Ihnen auch recht, nur besteht gerade darin das Problem. Die Wirklichkeit nähert sich in beängstigendem Tempo ihrer Beschreibung durch die Stammtische.

Diesen Trend habe ich vor zehn Jahren mit meinem Buch stoppen wollen, und erreicht habe ich das Gegenteil. Mein erstes Versagen.

Um die Scharte wieder auszuwetzen, probierte ich es mit einem zweiten Buch. Im ersten hatte ich kommen sehen, wie die westlichen Demokratien durch den immer diktatorischer sich gebärdenden globalen Kapitalismus zersetzt und von dessen Kampftruppen ausgeweidet und zerlegt werden. Im zweiten habe ich dann gefragt: Wer kann diesen internationalen, bestens organisierten Truppen, die alles in Scherben hauen, Einhalt gebieten?

Und zu meiner eigenen Überraschung fiel mir da eine alte Tante ein, die ich längst vergessen hatte: Die Kirche. Die Kirche, dachte ich, ist doch die einzig global organisierte Macht, die sich diesen Truppen in den Weg stellen kann, ja muss.

Tat sie aber nicht. Wo steckte sie überhaupt? Darum schrieb und schrie ich: *Kirche, wo bist du?*

Schon während des Schreibens entdeckte ich sie, und zwar auf dem Schoß eines geschneigelten Herrn namens McKinsey, in den Schlingen einer modernen Zirkustruppe, deren Artisten durch allerlei Magie, Zaubersprüche und kultische Handlungen mit Hilfe von Notebooks und Powerpoint die Leute und die Bischöfe glauben machen, aus einem Euro mehr herausholen zu können als in einem Euro drinsteckt.

Deren Blendwerk kannte ich bestens aus meiner Zeit beim Wirtschaftsmagazin Capital. Daher wusste ich: Natürlich können die nicht wirklich aus einem Euro mehr herausholen als drinsteckt. Kunststücke aber vollbringen sie trotzdem, denn bevor sie mit ihrem Zauber beginnen, gehört der Euro den Leuten, danach gehört er den Zaubernern.

Der Euro sei aber doch gut angelegt, sagen die Bischöfe, denn dadurch lernen sie, wie man einen Zirkus macht, wie er funktioniert, welche Kunststücke nötig sind, um das Zelt voll zu kriegen und seine Artisten durchzufüttern. Das war ja das Problem der Bischöfe, dass sie glaubten, sie würden es nicht mehr schaffen, ihre Pfarrer und alles was dranhängt, durchzufüttern. Verzweifelt zählten sie ihr Geld, händeringend hockten sie in ihren Gremien und riefen: Was tun, was tun?

Und dann machten sie die Erfahrung, dass doch stimmt, was der Volksmund sagt: Immer wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Irrlicht her.

McKinsey hieß das Licht, und seitdem werden die Bischöfe darüber aufgeklärt, wie man aus der Kirche einen Zirkus und aus Pfarrern Entertainer macht. Sie nennen es Professionalisierung.

Das kann nicht euer Ernst sein, schrieb ich, an die Adresse der Bischöfe gerichtet, in meinem Buch. Und war überzeugt: Bestimmt werden die Bischöfe rasch merken, dass ihre Sache der Gottesdienst ist, und nicht der Kundendienst. Und wenn sie es nicht merken, dann werden doch wohl ganz sicher die selbstbewussten Pfarrer dagegen rebellieren, dass sie plötzlich ihr Evangelium als Ware verpacken und auf dem Markt feilbieten sollen.

Dachte ich.

Aber nichts dergleichen geschah. Die Landeskirchenämter sind noch immer ein von McKinsey besetztes Gebiet, und von dort strömen seitdem unaufhörlich deren Vasallen in alle Gemeinden und schulen Seelsorger zu Verkäufern um. Das Gegenteil dessen, was ich mit meinem Buch erreichen wollte, hatte ich erreicht. Mein zweites Versagen.

Was sollte ich tun? Ich kann nicht mehr als kämpfen. Und ich habe dafür nichts anderes als das Wort. Also schob ich ein drittes Buch nach. Sein Gedanke war: Wenn die Pfarrer und Gemeinden sich das alles gefallen lassen, was sich fremdgesteuerte Kirchenleitungen ausdenken, dann ist Hopfen und Malz verloren, und ich habe es offenbar mit einem massiven Bildungsproblem und mit allgemeiner Orientierungslosigkeit zu tun, denn nur Ungebildete und Orientierungslose können übersehen, dass Evangelium und Betriebswirtschaft zusammenpassen wie Feuer und Wasser.

Tatsächlich habe ich im Lauf der Jahre den Eindruck gewonnen, dass der Kirche bis weit in die Gemeinden und die Pfarrerschaft hinein die Orientierung abhanden kommt. Auf Fragen, ob sie wirklich glauben, dass die Kirche mit Marketing zu retten sei, bekam ich sehr oft die Antwort: Ja, warum denn nicht? Kann man doch mal probieren, wenn alles andere nicht geklappt hat.

Das ist so, als ob ein Mann seine Frau fragt, ob sie mit ihm mal in den Swingerclub gehe, und sie antwortet: Ja, warum eigentlich nicht.

Aus diesem *Warum nicht* spricht eine Orientierungslosigkeit, wie ich sie manchmal auch im Gespräch mit jüngeren Journalisten erlebe, wenn ich sie frage, ob sie sich für den Mist, den sie für irgend einen Privatsender produzieren, nicht wenigstens ein bisschen genieren, von Scham ganz zu schweigen. Dann merke ich: Sie verstehen meine Frage gar nicht. Sie wissen gar nicht, warum und wofür sie sich genieren sollten. Sie finden normal, was sie tun. Es hat Erfolg, sagen sie. Gut ist also, was erfolgreich ist.

Die ausschließliche Orientierung an Geld, Erfolg und Quote bestimmt heute unsere Gegenwart und Zukunft so sehr, dass dies kurz- und mittelfristig wohl nicht mehr zu ändern ist. Um es langfristig zu ändern, muss man auf die nachwachsende Generation setzen, mit ihnen neu beginnen und sie so bilden, dass sie wieder den großen Sinnzusammenhang erkennen, der sich vom Bund am Sinai vor 3.000 Jahren über die Aufklärung bis zum Widerstand eines Dietrich Bonhoeffer und zur Barmer Theologischen Erklärung erstreckt.

Also schrieb ich ein drittes Buch. Über Bildung. Bildung ist die Vermittlung und Aneignung dieses Sinnzusammenhangs. Und die Auseinandersetzung damit.

Diesmal aber, nach den Erfahrungen mit den beiden Vorgängerbüchern gewitzt, nahm ich meine Frau mit ins Boot, weil ich dachte, mit einem Promi, einer Lichtgestalt des deutschen Fernsehens, erreicht man mehr Aufmerksamkeit und mehr Nachdruck. Und so schrieben wir gemeinsam das Buch *Der Erziehungsnotstand*. Und danach noch ein zweites, das hieß *Stark fürs Leben*. Das Kalkül mit der Aufmerksamkeit ging auf, beide Bücher wurden Bestseller, aber das andere Kalkül, naja, ich komme gleich noch darauf.

Man kann den Inhalt beider Bücher auf einen Grundsatz bringen, nach dem ich auch meine beiden Kinder erzog. Der Grundsatz lautet: Hüte dich vor Idioten.

Natürlich fragten mich meine Kinder, woran man die Idioten erkennt. Ich sagte ihnen: Hört einfach zu. Meistens merkt ihr schon nach den ersten Sätzen, mit wem ihr es zu tun habt. Manchmal müsst ihr auch länger zuhören, aber irgendwann verrät sich jeder Idiot durch seine Sprache.

Und manchmal sind Idioten schon von weitem, hundert Meter gegen den Wind, zu erkennen, und zwar dann, wenn ihr so Sprachfetzen hört wie Innovationsoffensive, Leuchtturmprojekte, Future Fitness, Evaluation, Exzellenz Cluster oder Die Krise als Upgrade-Mechanismus für ein wandelbares Wirtschafts-System.

An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich Johanna Haberer danken, die, wie mir berichtet wurde, vor kurzem in Fürth die neuesten Dum-Dum-Geschosse aus dem Arsenal der Idioten vorgestellt hat, Geschosse, die ich noch gar nicht kannte. Sie präsentierte die Aufwärtsagenda, die Profilierungskompetenz von kybernetisch-missionarischer Kompetenz und die gabenorientierte Motivations- und Qualifikationskompetenz und noch etliche weitere Beweisstücke demonstrierter Inkompetenz. Ich nehme diese Kreationen gerne in meine Sammlung der dümmsten Wortschöpfungen auf, und wenn ich 500 beisammen habe, stelle ich sie ins Internet.

Ich sprach von gemeinsamen Büchern meiner Frau und mir über Bildung und Erziehung. Darin verwarnten wir uns gegen das Begehren der Wirtschaft, Schulen und Universitäten in Bildungsfabriken zu verwandeln, in die man vorne ein Kind hineinschiebt und hinten einen Siemens-Ingenieur herauszieht. Und was geschieht seitdem? Genau.

Schon Kindertagesstätten sollen wie kleine Kadettenanstalten funktionieren, in denen ein nachwachsender Rohstoff namens human resources für den globalen Krieg um Marktanteile präpariert wird. Dieses Humankapital braucht keine Bildung mehr, sondern nur noch Kompetenzen, marktgängige Fähigkeiten und das richtige Know-how, um den Wettbewerber zu schlagen. Und damit das auch von Anfang an klappt, wird die Bildungsfabrik zugleich in eine Menschensortiermaschine verwandelt. Schon dem zehnjährigen bayerischen Kind erscheint in der vierten Grundschulklasse die Schicksalsgöttin, die über dessen weiteres Leben entscheidet nach dem Motto: Die Guten ins Kröpfchen des G8-Durchlauf-Erhitzers, die Schlechten ins Töpfchen des Hauptschul-Prekariats. Danach wird das brauchbare Material ins Stahlbad der Bologna-Universität geworfen, wo es zu Ende geschmiedet, gehärtet und veredelt seiner endgültigen Bestimmung zugeführt und im Krieg um Marktanteile verheizt wird.

Natürlich frage ich mich heute: Was habe ich falsch gemacht, dass alles immer ganz anders kam als ich es wollte? Warum bin nicht ich der Erfolgstyp, der im Landeskirchenamt als Berater gut bewirtet und bezahlt wird?

Ich weiß es nicht so genau, aber ich vermute, dass ich versäumt hatte, das strahlende Siegerlächeln aufzusetzen, mit dem der Herr Middelhoff zuerst Frau Schickedanz geblendet und dann die Quelle ruiniert hat. Vielleicht hätte ich mir das 100 Meter breite Ego zulegen sollen, mit dem der Herr Schrempp im Mercedes DaimlerChrysler an die Wand gefahren hat. Oder ich hätte mich der Arroganz befleißigen sollen, mit der das Management von General Motors mit den Arbeitern von Opel und mit der deutschen Bundesregierung umspringt. Oder ich hätte jene meterhohe Bugwelle vor mir herschieben sollen, hinter der unsere Masters of Business Administration das Geld verzockt haben, das unsere Urenkel erst noch verdienen müssen.

Siegerlächeln, Ego, Bugwelle, Arroganz, das sind offenbar die Erfolgsstrategien, die zwischen Harvard und Oestrich-Winkel an unseren Business Schools gelehrt und mit Millionengehältern belohnt werden. Diese Strategien sind so ungeheuer erfolgreich, wie man allenthalben sieht, dass man versteht, dass die Bischöfe von dieser „Weisheit der Welt“, wie sie es nennen, unbedingt mit großem Eifer etwas lernen müssen.

Typen wie ich, die nur Philosophie, Theologie, Pädagogik und auch sonst nichts Gescheites zu Ende studiert haben, sind da natürlich abgemeldet. Ist aber nicht so schlimm, denn in den Kreisen, in denen unsere Bischöfe neuerdings verkehren, war unsereins schon immer abgemeldet. Dieses Abgemeldetsein kenne ich schon lange. So gehört zum Beispiel zu meiner Sozialisation das über Jahrzehnte hinweg regelmäßig wiederkehrende Erlebnis, sich in diesen geldigen Kreisen als Sozialdemokrat zu outen. Man hat dann sofort ihre Sympathie, allerdings eine, die man den geistig Minderbemittelten und Behinderten angedeihen lässt. Immer und immer wieder wurde ich, während man mir gönnerhaft auf die Schulter klopfte, gefragt, ob ich eigentlich wisse, *haha, was passiert, haha, wenn die Sozialisten die Macht in der Sahara übernehmen?* Ja, antwortete ich gelangweilt, *dann wird der Sand knapp. Haha.*

Nachdem diese Pointe nicht mehr zündete, kamen sie mir mit dem Spruch: *Wer mit 20 kein Sozialist ist, hat kein Herz. Wer aber mit 40 immer noch Sozialist ist, --- hat keinen Verstand*, ergänzte ich eifertig, um zu demonstrieren, dass mir auch diese Pointe schon lange vertraut ist. So oft schon hatte ich diese Sprüche gehört, die suggerieren sollten, dass sozialistische Spinner wie ich nicht mit Geld umgehen könnten, dass ich schon fast so weit war, es selber zu glauben.

Aber dann kam die deutsche Einheit. „Oh Gott“, rief der verfemte Sozialist Oskar Lafontaine, „lasst uns erst mal überschlagen, was das kostet“.

„Das wird uns keinen Pfennig kosten“, antworteten die Finanzfachmänner Kohl und Waigel, „denn die Selbstheilungskräfte des Marktes werden im Osten einen Aufschwung generieren, der sich selber trägt und blühende Landschaften produziert. Die paar Mark, die da auf uns zukommen, werden wir aus der Portokasse bezahlen.“

Betriebswirtschaftler, Volkswirtschaftler, Wirtschaftsweise, habilitierte und promovierte Masters of Business Administration, also all die Angehörigen jener Kreise, die mir immer so gönnerhaft vermittelt hatten, dass Sozn nichts von Geld verstanden, waren die Einflüsterer dieser Geschichte, die Kohl und Waigel uns erzählten. Die

Einflüsterer waren getragen von einem in diesen Kreisen tief verwurzelten Glauben an die Allmacht des Marktes.

Die Kosten dieses Glaubens erscheinen unter dem Stichwort Solidaritätszuschlag noch heute in meiner Einkommensteuererklärung. In die Portokasse von Kohl und Waigel werden wir noch einzahlen müssen, wenn beide schon tot sind.

Dem Glauben an den Markt hat der Soli allerdings bis heute nicht geschadet. Im Gegenteil. Die Geschichte ging weiter nach dem Muster: Wenn normaler Glaube nicht mehr hilft, muss man mit gesteigerter Glaubensbereitschaft reagieren.

Diese gesteigerte Glaubensbereitschaft war gefragt, als aus Amerika eine ganz neue Heilsbotschaft über den Atlantik schwappte. Der Glaube an einen ganz neuen und ganz anderen Markt durch neue Technologien. Mit diesen neuen Technologien, so verkündeten deren Apostel, sei eine neue Entwicklungsstufe in der Menschheitsgeschichte erreicht, und die neuen Technologien verfügten über das Potential, die normalen Gesetze des normalen Marktes auszuhebeln und einen Boom ohne Ende zu generieren.

Als ich zum ersten Mal davon hörte, fanden die Trendsetter es gerade schick, ihre Pizza nicht mehr telefonisch, sondern übers Internet zu bestellen. Das war damals noch eine sehr zeitraubende, komplizierte Prozedur, aber gerade darin lag ja die Herausforderung. Ich nahm das wenig später zum Anlass, in der SZ anzumerken, dass die übers Internet bestellte Pizza genauso lauwarm und pappig ins Haus geliefert wird, wie die telefonisch bestellte, und genauso dick macht.

Es war der erste einer ganzen Reihe von Artikeln gegen den Glauben an den Neuen Markt. Im Jahr 1998, als nach Dr. Lieschen Müller auch Lieschen Müller anfang, an der Börse zu spekulieren, fragte ich in der SZ, ob eigentlich irgend jemand irgend jemanden kennt, der jemanden kennt, der im Internet Geld verdient?

Ich bekam einen Leserbrief von einem jungen Mann mit einprägsamem Logo in goldenen Lettern, einem eindrucksvollen Firmennamen und Hinweisen darauf, dass der junge Mann in Harvard ausgebildet worden war, und dieser Harvard-Absolvent schrieb mir, dem damals 45jährigen: *Sie sind bestimmt auch einer von jenen technophoben älteren Herren, die ihre Artikel mit dem Füllfederhalter in Sütterlinschrift zu Papier bringen und dann das Papier in die Redaktion tragen, damit eine Sekretärin es abtippt.*

Dass der 45 alte Herr schon über eine Email-Adresse verfügte als mancher junge Herr noch glaubte, die Mobilfunknummer sei das ultimative Statussymbol, konnte sich dieser junge Herr so wenig vorstellen wie die Möglichkeit, dass er das Geld von Lieschen wie von Dr. Lieschen Müller schon in zwei Jahren komplett verbrannt haben würde.

Auch vom Zusammenbruch des Neuen Marktes ließen sich die Gläubigen nicht irritieren. Den nächsten Beweis ihrer tief-religiösen Überzeugung erhielten wir, nachdem am 11. September 2001 zwei Hochhäuser in New York pulverisiert wurden. Danach sollte in einer Art Endkampf in Afghanistan und im Irak das Böse für immer besiegt und auf den Trümmern der zerbombten Länder ein Reich des Friedens und der Demokratie errichtet werden.

Und es wird gar nicht teuer werden, rechneten die in Harvard ausgebildeten Einflüsterer ihrem Präsidenten vor. Die Kosten dieses Krieges würden sich fast vollständig aus den irakischen Öl-Einnahmen bestreiten lassen.

Diese Kosten werden inzwischen auf 500 Milliarden Dollar geschätzt. Der Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph E. Stiglitz rechnet mit Folgekosten, die sich auf bis zu zwei Billionen Dollar addieren könnten, und auf das Reich des Friedens und der Demokratie im Nahen Osten und in Afghanistan warten wir noch.

Den vorletzten Akt der Geschichte von der hohen Kompetenz unserer Wirtschaftseliten haben wir gerade während der letzten zwölf Monate erlebt. Wieder war in New York etwas zusammengekracht, diesmal eine Bank. Jedoch waren es nun nicht gläubige Islamisten, sondern gläubige Kapitalisten, die den Untergang verursachte und jene Kaskade von Ereignissen ausgelöst hatten, welche die Regierungen dieser Welt zwang, Schuldenberge aufzutürmen, die bis zum Mond reichen.

Vor einem Jahr stand unser Staatshaushalt nahe vor seiner Konsolidierung. Dafür haben in den Jahren zuvor vor allem die kleinen Leute Opfer bringen müssen. Aber bis vor einem Jahr hat es so ausgesehen, als hätten sich die Opfer gelohnt, als wäre da jetzt Licht am Ende des Tunnels.

Nun herrscht wieder tiefe Finsternis für lange Zeit. Das Geld für Kindergartenplätze, für Schulen, Universitäten und für sozial Schwache ist verzockt, die Zocker laufen frei herum, aber eine Kassiererin wird wegen 3,50 Euro gefeuert, eine andere wegen vier Maultaschen. Unsere Bischöfe scheinen trotzdem noch immer davon überzeugt zu sein, dass sie von der Weisheit der Leute, die uns all das eingebrockt haben, etwas lernen können.

Den vorläufig letzten Akt dieser Geschichte erlebte ich am Wahlabend vor dem Fernseher. Wenn sie jetzt aber denken, dass der Sozialdemokrat Nürnberger an diesem Abend wahrscheinlich sehr niedergeschlagen war, irren Sie sich. Das Wahlergebnis war ja keine Überraschung. Ich habe das so kommen sehen seit den Ypsilanti-Festspielen in Hessen.

Aber mir geht's um etwas anderes. Auch an jenem Wahlabend dachte ich wieder, was ich schon an vielen Wahlabenden zuvor dachte: Wir müssen uns endlich wieder um unsere Demokratie kümmern, und zwar sowohl um die Demokratie in der politischen Gemeinde, wie auch in der kirchlichen.

Warum sind denn alle westlichen Demokratien in der Krise und zugleich hoch verschuldet? Warum reicht eine Politikergeneration nach der anderen ihre seit langem bekannten Probleme einfach ungelöst weiter an die nächste Generation?

Die Antwort darauf ist vielschichtig, eine davon lautet: Es liegt an einigen der Demokratie notwendig eingepflanzten Schwächen. Eine dieser Schwächen ist der Zwang, alle vier oder fünf Jahre zu wählen. Das führt fast zwangsläufig dazu, dass der Horizont der Politiker an der jeweils nächsten Wahl endet.

Sie treffen aber dauernd Entscheidungen, deren Folgen wir erst in zehn, zwanzig oder vierzig Jahren zu spüren bekommen, also dann, wenn die Politiker längst abgetreten sind und nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden können.

Dasselbe Problem in verschärfter Form haben auch die Chefs der Aktien-Unternehmen. Alle drei Monate müssen sie ihre Zahlen vorlegen. Wenn sie fünf bis sechs Quartale hintereinander steigen, wird der Chef gefeiert, wenn sie sinken, wird er gefeuert. Es könnte aber sein, und tatsächlich verhält es sich oft so, dass gute Zahlen damit erkaufte werden, dass das Unternehmen langfristig pleite geht. Und ebenso können schlechte Quartalszahlen damit zu tun haben, dass viel Geld in Bereiche investiert wurde, die in zwanzig Jahren satte Gewinne abwerfen. Die Ernte wird dann eingefahren von Leuten, die nicht gesät haben.

Unter solchen Voraussetzungen werden natürlich keine Wälder mehr angelegt, die sich erst in hundert Jahren rentieren, sondern da baut man Mais an, den man ein paar Monate nach der Aussaat ernten kann.

Unsere Demokratie und Wirtschaft krankt also daran, dass langfristig wirkende Entscheidungen von Kurzfristdenkern gefällt werden. Natürlich kann man an das entscheidende Personal appellieren, doch bitte an unsere Kinder und Enkel zu denken, aber das sage man mal einem, der um seinen Posten bangt.

Politiker sind heute fast durchweg Berufs-Politiker. Sie haben als 16jährige mit dem Plakatekleben und der Sitzfleischbildung für die Gremien angefangen, sich hochgedient, ihrem Abgeordneten eine Homepage programmiert, ihrem Minister den Koffer getragen, und irgendwann wollen sie als Krönung ihrer beamtenähnlichen Laufbahn selber Minister sein und sich den Koffer tragen lassen.

Wenn also ein Politiker vor dem Sprung ins nächsthöhere Amt steht, oder ein Amtsinhaber vor einer Wahl um den Machterhalt kämpft, dann wird er doch nicht Entscheidungen fällen, die zwar notwendig wären, aber mit dem Verlust seines Postens erkaufte würden. Solche Demokratie-Helden haben wir nicht. Eben deshalb unterbleiben regelmäßig jene Entscheidungen, die zwar unerlässlich, aber fürs Wahlvolk schmerzlich wären. Über die Jahre und Jahrzehnte hinweg führt dieser Trend dazu, dass sich die ungelösten Probleme ballen und verschärfen und immer höher türmen.

In so einer Zeit sich verschärfender Probleme leben wir gerade. Je länger sich die Lösung eines Problems hinzieht, desto schmerzlicher wird der Eingriff, desto stärker scheuen die Politiker vor dem notwendigen Eingriff zurück. Weil es immer so weitergeht, steuert das ganze auf einen Punkt zu, an dem es irgendwann krachen muss.

Was wäre heute zu tun, um zu verhindern, dass alles in Chaos versinkt?

Was nicht mehr geht, sind Reformen. Seit der 23. Reform der Reform der Gesundheitsreform kann kein Mensch mehr das Wort Reform hören. Es glauben auch immer weniger, dass die Parlamente aus sich heraus und aus eigener Kraft aus dem Schlammassel herausfinden.

Aber was dann? Eine Revolution? 2008 wäre ein gutes Jahr dafür, habe ich mal vor zehn Jahren laut gedacht, weil es dann 40 Jahre her sein würde, dass die Studenten auf die Straße gingen und Rabatz machten. Eine sehr kleine Gruppe renitenter baye-

rischer Pfarrer, so eine Art bayerischer Gallier, die das gehört hat, hat daraufhin prompt ein Bündnis 2008 gegründet. 2008 sollte es daher losgehen.

Was wir nicht vorhergesehen hatten, war, dass der Versuch, im Jahr 2008 eine Revolution anzuzetteln, von den Gedenkfeiern für die 68er Revolution erstickt werden würde.

Außerdem gab es noch ein anderes Problem. Revolutionäre müssen wissen, wer geköpft werden muss. Wen aber sollten wir köpfen? Die Finanzmärkte? Kann man einen Hedgefonds erschießen? Wie bekämpft man eine Heuschreckenplage, wenn man nicht einmal weiß, wo die Heuschrecken wohnen?

Ein weiteres Problem ist, dass nationale Revolutionen nicht mehr gehen. Es bräuchte schon eine richtige Weltrevolution.

Die Planung, Organisation und Durchführung solch eines Projekts hat dann allerdings, wie sich im Lauf der Zeit herausstellen sollte, die Möglichkeiten des Bündnisses 2008 ein wenig überstiegen. Es fehlte ein Zaubertrank. Außerdem gab es natürlich die unvermeidlichen Pazifisten in unseren Reihen, die Gewalt prinzipiell ablehnen und sowieso der Meinung sind, dass Gewalt ein archaisches Mittel sei, noch nie zu etwas Gutem geführt habe und in einer Hightech-Zivilisation gleich gar nichts mehr zu suchen habe.

Darum, meine Damen und Herren, haben Sie von uns bayerischen Galliern nichts mehr gehört.

Aber jetzt sind wir ja wieder da, und die Frage ist, wie soll es jetzt weitergehen. Man will wieder einmal aufbrechen, höre ich.

Habe ich schon oft gehört. Im März dieses Jahres wurde ich von der Landeskongferenz der bayerischen Jugendreferenten und Dekanatsjugendpfarrer nach Pappenheim zu einem Vortrag geladen. Die Konferenz stand unter dem Motto *Kirche im Aufbruch*.

Toll dachte ich. Sieh da die Jugend. Will plötzlich endlich aufbrechen. Das Signal, auf das ich seit Jahrzehnten warte. Endlich kriege ich die Jungen in mein Boot.

Sie hatten mir ein Thesenpapier geschickt, dem ich zu entnehmen versuchte, wohin eigentlich die bayerische Jugend aufbrechen will. Ich fand nichts und dachte: Naja, die jungen Leute sind unsicher, wissen nicht so genau, wie das geht, deshalb haben sie sich mich alten Hasen gerufen.

Begeistert fuhr ich hin und hielt eine feurige Rede. Schon während meiner Rede spürte ich, dass sich meine Begeisterung nicht übertrug.

Hinterher, in der Diskussion, merkte ich: Es ging gar nicht um Aufbruch, sondern um Abbruchverhinderung, genauer um Planstellen-Abbau-Verhinderung, also kurz: Es ging den Teilnehmern um ihre Jobs. Hätte ich, wenn ich das Thesenpapier wirklich lesekompetent gelesen hätte, auch herauslesen können. Hätte ich mir auch ohne Lesung des Textes denken können. Ich kenn' doch meine Pappenheimer. Es ging in den letzten zehn Jahren in meiner Kirche selten um etwas anderes als um Geld,

Jobs, Stellen, Ämter, und darum, dass alles bleibt, wie es war, egal welches hübsche Motto oder Bibelwort dem Anliegen aufgepappt wurde. Das wandernde Gottesvolk will nicht wandern, sondern bleiben, wo es sich gemütlich eingerichtet hat.

Um seine Jobs zu kämpfen ist natürlich nicht illegitim, nur sollte man das gerade heraus sagen und nicht das liebe Jesulein für seine Zwecke einspannen. Man kann die Notwendigkeit der Jobs auch sehr gut systemimmanent begründen. Da draußen stehen hunderttausend Jugendliche auf der Straße, um die sich niemand kümmert, die vor dem Computer vereinsamen oder sich in der Gruppe ins Koma saufen. Man bräuchte fünfmal so viele Jugendreferenten und Jugendpfarrer wie wir haben und vielleicht einige Bischöfe, Oberkirchenräte und Dekane weniger.

Nun höre ich, dass es hier in diesem Kreis nun aber wirklich um Aufbruch geht und um Bestrebungen, sich vom übermächtigen Landeskirchenamt abzukoppeln, weil man es satt hat, sich von München aus disziplinieren und gängeln zu lassen, und weil der dortige Wasserkopf seine Existenzberechtigung mit Bergen von Papier nachzuweisen sucht, unter dem der einzelne Pfarrer begraben und dadurch gehindert wird, seiner eigentlichen Arbeit nachzugehen. Man will also weg von der Bischofskirche, hin zur Gemeindekirche.

Wenn das so ist, dann haben diese Bestrebungen im Grundsätzlichen meine Sympathie, wenngleich ich nicht weiß, wie das dann in der Praxis aussehen könnte. Prinzipiell gefällt mir daran, dass nach einer Periode, in der die da unten immerzu von denen da oben unter Rechtfertigungszwang gestellt wurden, jetzt einmal der Spieß umgedreht und die Existenzberechtigung von denen da oben hinterfragt wird.

Davon abgesehen halte ich das Bestreben, Macht und Geld von oben nach unten zu verlagern, generell für die richtige Forderung der Stunde, und zwar sowohl für das politische wie für das kirchliche Gemeinwesen, denn alle Spatzen pfeifen doch längst von den Dächern, dass die herkömmliche Art, in der bei uns regiert wird, am Ende ist.

Politiker haben gar nicht mehr die Macht, Zukunft zu gestalten, und das bekommen wir fast täglich vorgeführt. Merkel und Steinmeier fahren vor der Wahl nach Rüsselsheim, um Opel zu retten, und nach der Wahl erfahren wir, dass sie das gar nicht können. Herr Seehofer fährt nach Fürth, um Quelle zu retten, und wenige Wochen später ist dort Ausverkauf. Das kannten wir alles schon von der Holzmann-Rettung durch Schröder.

Regierende, die gar nicht mehr regieren und nur noch so tun als ob, brauchen wir nicht. Die kosten nur Geld und verzögern Entscheidungen.

Verlagert also das Geld und die Entscheidungskompetenz nach unten, dorthin, wo das Geld erwirtschaftet wird, und dorthin, wo wir täglich unter den ungelösten Problemen zu leiden haben, also in die Gemeinden. Natürlich brauchen wir auch weiterhin übergeordnete Instanzen und auch die EU, aber diese Instanzen, und nicht die Gemeinden, sind zu verschlanken und auszudünnen. Keine Kirche braucht Werbung, PR, Plakate, Profilneurotiker und Eventmanager. Keine Regierung und kein Land braucht einen Wirtschaftsminister, dem seit 30 Jahren nichts anderes einfällt als der Satz: Der Markt, der Markt, der hat immer recht.

Und statt einer Professionalisierung in der Kirche brauchen wir das Gegenteil, nämlich eine neue Laisierung, und nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Politik. Demokratie ist keine Kleriker-, Profi- und Expertenherrschaft, sondern Volksherrschaft, und Kirche ist das Priestertum aller Gläubigen. Daher brauchen wir weniger Berufspolitiker und weniger Berufskleriker, und dafür mehr Laien, vor allem solche, die auf ein gelebtes Leben außerhalb der Politik und Kirche zurückblicken.

Da draußen im Volk, unter den sogenannten Laien, schlummert ein ungehobener Schatz für unser Land. Grabt ihn aus, es gibt ihn in jeder Gemeinde. Wer diesen Schatz hebt, wird imstande sein, vor Ort die meisten der Probleme zu lösen, die Politiker nicht in den Griff kriegen.

In einer Welt, in der Gymnasiasten Amok laufen und Hauptschüler S-Bahn-Fahrer totschiagen, brauchen wir Pfarrer, die von ihren Oberkirchenräten in Ruhe gelassen werden, damit sie sich mit den Laien ihrer Pfarrei um Gymnasiasten und Hauptschüler kümmern können. In einer Welt, in der 50jährige Arbeitnehmer aussortiert und wie Schrott behandelt werden, brauchen wir Gemeinden, die solche Menschen auffangen und ihnen effizient helfen können. Wir brauchen Gemeindemitglieder aus der Wirtschaft, dem Handwerk, der Politik, den Medien und den Gewerkschaften, die mit ihrem Know-how und ihren Verbindungen solche Netze aufspannen und zum Beispiel auch dafür Sorge tragen können, dass ein Hauptschüler eine Lehrstelle bekommt.

Wir brauchen Gemeinden, die gegen die Desinformation des Quotenfernsehens eine eigene Gegenöffentlichkeit übers Internet herstellen. Wir brauchen Gemeinden, die Kinder und Jugendliche vor dem Giftmüll schützen, der aus den Medien in ihre Hirne dringt.

Und in einer Welt, in der nur noch gemacht wird, was sich rechnet, und alles unterbleibt, was sich nicht rechnet, brauchen wir Gemeinden, die das machen, was sich nicht rechnet und vor Ort jedermann vorleben, dass es außer Geld und Erfolg noch andere Werte gibt, für die zu leben und zu arbeiten sich lohnt. Dazu ist es aber nötig, dass die Gemeinden instand gesetzt werden, solche Aufgaben zu erfüllen, und dazu gehört nun mal unabdingbar die Finanzhoheit und die Entscheidungsbefugnis. Ein Pfarrer, der immer erst in München anrufen, um Erlaubnis bitten und um Geld betteln muss, bevor er überhaupt aktiv werden kann, ist schnell so ausgebremst, dass er nie wieder ein größeres Ziel verfolgt.

Dagegen gibt es nun den Einwand der drohenden Entsolidarisierung. Wenn das Geld, das in einer Gemeinde erwirtschaftet wird, in der Gemeinde bleibt, und die Gemeinde darüber entscheidet, wie viel davon ans Dekanat und ans Landeskirchenamt geht, dann, so lautet eine Befürchtung, werden die reichen Gemeinden gut dastehen und die armen darben.

Das kann so kommen, muss aber nicht so kommen, denn es ist doch selbstverständlich, dass die Gemeinde in Erlenstegen der Gemeinde in Gostenhof zu Hilfe kommt, wenn es nötig ist. Vor allem können die Erlensteger den Gostenhofern ohne die Umwege über den Wasserkopf in der Münchner Meiserstraße viel schneller, unbürokratischer und effizienter helfen.

Natürlich ist zu erwarten, dass es auch andere Gemeinden gibt, solche, die nicht teilen und ihren Wohlstand allein verbraten möchten. Das wäre zwar schade, hätte aber den Vorteil, dass man dann auf Anhieb erkennt, wo wirklich der Heilige Geist am Werk ist, und wo nur der Kleingeist christlicher Vereinsmeierei herumfuscht. Die Wahrheit über einen Pfarrer und seine Gemeinde käme dadurch viel deutlicher und zuverlässiger ans Licht als durch all die Herrschafts-Mittel, mit denen das Landeskirchenamt seine Pfarrer zu kontrollieren trachtet.

Auch die Gefahr, dass dann in manchen Gemeinden ein paar reiche Unternehmer bestimmen, wo's langgeht, sehe ich gelassen. Entweder stellt die Gemeinde sich auf die Hinterbeine und sagt, lieber sind wir arm, als dass wir uns dem Geld und dem Willen eines einzelnen unterwerfen, oder die Gemeinde unterwirft sich, dann wissen wir, was wir von ihr zu halten haben und brauchen uns mit ihr auch nicht mehr zu beschäftigen.

Langfristig träume ich davon, dass die Gemeinden jene Lösung realisieren, welche uns von der Bibel doch schon lange empfohlen wird: Exodus. Raus aus den maroden Systemen. Aufkündigung des Gehorsams gegenüber unseren modernen Pharaonen. Befreiung vom Joch des Marktgesetzes. Ein Ende der Anbetung der falschen Götter. Ich träume von Gemeinden, die aufhören, den Staat zu ermahnen, sich um die Armen zu kümmern und anfangen, sich selber zu kümmern, denn so war es ursprünglich gemeint. Gebt ihr ihnen zu essen, hat Jesus zu seinen Jüngern gesagt, als es galt, 5.000 hungrige Mäuler zu füttern. Er hat nicht gesagt, geht zu Herodes oder zu den Römern. Er hat auch nicht gesagt, sammelt das Geld für die Armen bei den Reichen ein. Nein, gebt ihr ihnen zu essen, hat er gesagt.

Man braucht dazu Gemeinden, die sich ihr Geld selbst verdienen. Man braucht dazu Unternehmer, die ihre Gewinne nicht in ihre Villa und ihre Yacht investieren, sondern die Gemeinde befeuern. Man braucht Menschen, die so etwas wie eine eigene lokale und regionale Wirtschaft, möglichst auf ökologische Art, aufbauen, sich vernetzen und eine Gegenwelt zu der Welt da draußen aufbauen, eine goldene Stadt auf dem Berg, ein Licht der Welt, eine Enklave, in der andere Gesetze gelten, als da draußen. Natürlich wird es nicht gelingen, dieses Ideal, diesen Traum zu realisieren. Aber man sollte wenigstens endlich damit beginnen, sich diesem Ideal zu nähern. Dass es wirklich annähernd geht, beweisen uns übrigens die jüdischen Gemeinden. Daher will ich ihnen zuletzt eine Geschichte erzählen, die illustriert, was ich meine.

Die Lastenträger wohnten hinter dem Berg am Rand der Stadt, nahe beim Friedhof. Man nannte sie die Träger, aber besser bekannt in der Stadt waren sie unter dem Namen Bachmann. Sie waren keine Familie, waren nicht einmal untereinander verwandt. Aber sie hießen eben alle Bachmann.

Sie konnten weder lesen noch schreiben, und wenn, dann nur ein wenig hebräisch, aber Säcke zählen, das konnten sie, und auch beim Geld, das ihnen zustand, haben sie sich nie geirrt oder etwa zu viel berechnet. Sie waren ehrliche Leute und hatten ihr ureigenes bachmännisches Ehrgefühl.

Einmal haben sie dem Kaufmann Dattelstrauch schwere Säcke mit Würfelzucker in den Laden getragen. Dattelstrauch war an diesem Tag aus verschiedenen Gründen schlecht gelaunt und trieb die Träger zu größerer Eile an, schrie, schimpfte, mahnte sie zur Vorsicht, damit die Säcke nicht platzten, sprang den Trägern vor den Füßen

rum und störte sie bei der Arbeit. Irgendwann wurde es ihnen zu viel, und da schmissen die Bachmanns die Säcke hin und verlangten ihren Lohn.

Der verdutzte Dattelstrauch zahlte, aber nicht den vereinbarten Lohn, sondern einen kleineren, weil ja die Bachmanns nicht die volle Arbeit geleistet hatten. Darauf aber ließen sich die Bachmanns nicht ein, sondern sprangen mit ihren schweren Körpern so lange auf den Säcken herum, bis diese platzten und die Zuckerstücke zu Mehl zerrieben waren.

Der Dattelstrauch, voller Schreck, legte die Differenz zum vereinbarten Lohn hin und fügte noch ein üppiges Trinkgeld hinzu, weil er Angst hatte, dass ihm die Bachmanns noch den ganzen Laden zerlegen. Den vereinbarten Lohn steckten die Bachmanns ein, das Trinkgeld warfen sie ihm vor die Füße.

Die Bachmanns waren auch dafür zuständig, die Ehre der Mädchen in der Stadt zu verteidigen und sie vor frechen Polen zu schützen. Randaliereten betrunkene Polen durch die Straße und beschimpften die Mädchen als miese Juden und Nutten, dann genügte ein Pfiff in Richtung Friedhof, und die Bachmanns eilten herbei wie eine eigene Polizei und brachten die Randalierer zur Raison.

Mancher Bauer hätte seine Säcke lieber selber abgeladen, um das Geld für die Träger zu sparen. Aber das ging nicht. Das Abladen war der Job der Bachmanns, denn auch ein Träger musste leben und seinen vielen Kindern zu essen geben, und ohne dass das je thematisiert wurde, war jedem Bauern klar, dass er gut daran tat, sich an dieses ungeschriebene Gesetz zu halten.

... denn auch ein Träger musste leben und seinen vielen Kindern zu essen geben – dieser Gedanke zieht sich in vielen Varianten durch das ganze wunderbare Buch von *Minka Pradelski Und da kam Frau Kugelmann*, aus dem diese Geschichte der Bachmanns stammt.

Eine andere Geschichte aus diesem Buch erzählt von den Potoks. Sie haben einen sehr kleinen Laden, der so wenig abwirft, dass sie keinen Kredit vom Großhändler Dattelstrauch bekommen. Deshalb kaufen die Leute am Donnerstag, dem Markttag, an dem sich die ganze Stadt mit Lebensmitteln versorgt, einen Teil davon bei den Potoks ein, obwohl das ein bisschen umständlich ist. Um die arme Familie zu unterstützen, muss man schon am Dienstag die Bestellung aufgeben und am Mittwoch das Geld für die vorbestellten Waren vorbeibringen, weil doch die Potoks keinen Kredit haben beim Großhändler, und am Donnerstag kann man dann das Bestellte abholen. Diese Mühe nehmen die Leute auf sich, denn auch die Potoks müssen leben und ihren Kindern zu essen geben.

Noch ärmer als die Bachmanns sind die Schnorrer. Sie haben gar nichts, müssen aber auch leben, also betteln sie, überall, auch beim reichen Fabrikbesitzer Leon Jungblut, dort aber, weil der Fabrikbesitzer nicht viel Zeit hat, nach einem wirtschaftlich optimierten Verfahren. Da kommt dann die Bettlerin Malka Feiga ins Büro des Unternehmers und sagt: *Git Morgen, vier*.

Wortlos holt Jungblut einen vierfachen Betrag Münzen aus seiner Schublade, übergibt ihn ihr, und Malka verschwindet mit einem knappen *Danke* so schnell, wie sie gekommen ist. Draußen gibt sie jeder der drei anderen Bettlerinnen ihren Anteil.

Die Schnorrer, erklärt Leon Jungblut seinem Sohn Adam, der dieses *Git Morgen*, vier mit angesehen hat, seien ein Berufsstand mit Anstand, Sitte und Regeln. Man bewege sich in Gruppen, um nicht einsam und alleine schnorren zu gehen. Die Berufswege seien einmütig geklärt, kein Schnorrer komme dem anderen in die Quere. Der Wochentag ließe sich schon daran erkennen, welche Bettler zum Schnorren in die Häuser kämen. Die Schnorrer heirateten unter sich und hatten ihre eigene Ehre. Die Schnorrerkinder hatten keine glückliche Zukunft. Wenn sie ehrgeizig waren, mussten sie die Stadt verlassen und in Amerika oder sonst wo ihr Glück versuchen. Oder auf Leon Jungblut hoffen. Der hat sich dafür eingesetzt, dass Jankel, der hochbegabte Sohn von Malka Feiga, das Gymnasium besuchen durfte und vom Schulgeld befreit wurde.

Diese Geschichten enden mit der Erzählung über die Deutschen, die plötzlich mit Panzern, Lastwagen, Pferden und Motorrädern lärmend, schießend, sengend und mordend in die Stadt einfielen. Riesige Männer auf Motorrädern, rabenschwarz gekleidet, mit dicken Helmen und schwarz umrandeten Brillen rasten daher und überrollten alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Dagegen konnten auch die Bachmanns nichts mehr machen.

Es sind letzte Geschichten einer sehr langen Vorgeschichte, einer großen Erzählung, deren Faden in Osteuropa in der Mitte des letzten Jahrhunderts von den Deutschen für immer abgeschnitten wurde.

Der Anfang des Fadens dieser großen Erzählung steckt – Tausende Kilometer entfernt – irgendwo in der Erde der Wüste um den Berg Sinai, dreitausend Jahre tief vergraben. Dort, so erzählt es der biblische Mythos, hat Gott dem Volk Israel ein Gesetz überreicht, die Thora, die Sozialordnung Gottes. Dieses Gesetz umfasst mehr als die zehn Gebote, es ist ein ganzes Gesetzbuch, das beschreibt, wie man leben muss, damit das Leben des Einzelnen wie auch das Leben des ganzen Volkes gelingt.

Das natürliche Recht des Stärkeren auf Privilegien, Macht, Reichtum, Ehre wurde beschnitten, die natürliche Verachtung des Schwachen, Armen, Sklaven, Kranken und Behinderten abgeschafft. Der Zehnte für die Armen, der Schuldenerlass jedes siebte Jahr, die Kredithilfen für arme Israeliten, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Schonung der Bäume bei der Belagerung einer feindlichen Stadt, die großen Feste, an denen auch die Fremden, Witwen, Waisen und die in Schuldknechtschaft Lebenden teilhaben sollen, der Sabbat, an dem auch die Knechte, ja sogar das Vieh sich ausruhen durften – das nennt Israel seine Thora. Es war ein Umsturz der bis dahin geltenden Weltordnung.

Intendiert waren die klassenlose Gesellschaft und der ewige Friede. Es soll keinen Armen unter euch geben, sagte Gott seinem Volk. Und einmal, so glaubten sie, werden alle Völker nach der Tora leben. Das wird dann das Ende aller Sklaverei sein, das Ende aller Fron, die Erlösung aus dem Unterschichten-Dasein. Es wird Platz geben und Lebensmöglichkeiten für alle. Friede wird sein auf der ganzen Welt.

Daraus wurde nichts, erzählt die Bibel weiter, weil Israel sich nicht an die Thora und nicht an seinen Eid, Gott zu dienen, gehalten hat. Die Propheten haben diesen Wortbruch kritisiert. Danach wurde es kurzzeitig besser, dann wieder schlechter. Tausend

Jahre später hat es Jesus kritisiert und Konsequenzen gefordert. Er endete am Kreuz. Danach haben sich auch die Christen bemüht, den Bund vom Sinai mit Leben zu erfüllen, mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg, meistens mit weniger.

Aber, sagt der Theologe Gerhard Lohfink, auch wenn in diesem Volk Gottes durch die Jahrhunderte und Jahrtausende immer nur eine sehr kleine Minderheit nach der Tora gelebt hat, so wurde mit ihr doch eine *Sinnwelt* errichtet, in der alle lebten, und die für die darin Lebenden Identität gestiftet, Zusammengehörigkeit hergestellt hat. Und der seiner Erfüllung harrende Anspruch dieses kulturgenerierenden Textes namens Tora, der steckt den Juden – und auch den Christen – bis heute wenn nicht in den Knochen oder in den Genen, dann doch immerhin als Stachel im Fleisch und zwingt sie, die Bachmanns und Schnorrer leben zu lassen oder sich eine Verfassung zu geben, in der steht, dass niemand aus Armut verhungern oder sterben darf.

Bis in die erste Hälfte des letzten Jahrhunderts hat die Erinnerung an den unerfüllten Anspruch gewirkt und in jeder jüdischen Gemeinde bis in die hintersten Winkel Osteuropas den dort lebenden Bachmanns und Schnorrern ermöglicht, ihre vielen Kinder durchzufüttern. Bis die Deutschen kamen.

Das Ungeheuerliche, das dann geschah, wissen wir.

Dennoch ist es nicht gelungen, dieses Volk auszulöschen. Heute wachsen die jüdischen Gemeinden in Deutschland wieder dank des Zuzugs aus Osteuropa, und die Gemeinden haben große Schwierigkeiten, die Neuen zu integrieren. Aber sie meistern die Schwierigkeiten. Seit 3.000 Jahren meistern sie die Schwierigkeiten, und in all den Jahrhunderten und Jahrtausenden haben sie dafür nie einen Bischof oder Papst gebraucht.

Nehmen wir uns doch ein Beispiel an den Juden.